

**Für Frieden,
Freiheit und
Menschenrechte**

—

**MUTIGE
MENSCHEN**

**CHRISTIAN
NÜRNBERGER**

GABRIEL

Für Livia und Moritz

Inhalt

Vorwort 7

Ayaan Hirsi Ali 17

Ein afrikanisches Mädchen wagt den Exodus

Alice Schwarzer 43

Die Hälfte der Welt für die Frau

Bartolomé de Las Casas 65

Entscheidung zwischen Gold oder Evangelium

Martin Luther 81

Auf der Suche nach dem gnädigen Gott

Nelson Mandela 115

Ein Kampf für das Recht auf Leben

Rosa Parks 143

Die Welt stand auf, als eine Frau sitzen blieb

Mahatma Gandhi 163

Festhalten an der Wahrheit

Wangari Maathai 195

Ein Bauernmädchen setzt sich durch

Bertha von Suttner 221

Nieder mit den Waffen!

Peter Benenson 245

Ein Hund, der das Ufer erblickt, ertrinkt nicht

Anna Politkowskaja 263

Größer als die Angst ist die Neugier

Bärbel Bohley 281

Schwerter zu Pflugscharen

Quellen- und Literaturverzeichnis 308

Vorwort

Mut ist etwas Sonderbares. Man hält die Sache für klar und denkt nicht weiter darüber nach, aber in meiner Familie lebt ein Kater, der mich lehrte, dass es so einfach auch wieder nicht ist.

Regelmäßig sehe ich ihn jenseits unseres Gartenzauns durch den Stadtpark streifen. Manchmal kommt ein Hund des Weges, erspäht von Weitem den mit seinem weiß-roten Fell gut sichtbaren Kater – und sofort passiert, was für solche Fälle die Natur vorgesehen hat: Adrenalingetrieben schießt der Hund wie eine Rakete aus dreißig Metern Entfernung auf seine Beute zu. Nun müsste eigentlich Teil zwei des von der Natur vorgesehenen Programms starten: Mein Kater sollte in höchster Eile auf den nächsten Baum oder über den Zaun fliehen.

Tut er aber nicht. Er stellt sich mit seiner Breitseite auf, macht einen Buckel, sträubt das Fell, faucht und hebt die Tatze. Und macht die Erfahrung, dass es wirkt. Die meisten Hunde ziehen in gebührendem Abstand die Notbremse, trollen sich und tun so, als ob nichts gewesen sei. Einige andere aber lassen sich davon nicht beeindrucken oder glauben es nicht und rasen in unvermindertem Tempo auf meinen Kater zu, bis sie für ihn in Reichweite sind – und bekommen von ihm fürchterlich eine gewischt. Wer jemals die ausgefahrenen Krallen einer Katze auf seiner Haut gespürt hat, kann sich deren Wirkung in der weichen Hundeschnauze vorstellen. Solche Hunde, und seien sie noch so groß, ziehen gedemütigt winselnd von dannen.

Einmal, ein einziges Mal, habe ich bisher indirekt beobachten können, dass die Strategie, dem Gegner furchtlos drohend ins Gesicht zu blicken, offenbar nicht funktionierte. Ich weiß nicht, warum. Ich war nicht im Park, habe den Hund nicht gesehen, sondern saß im Garten und sah, wie unser Kater panisch über den Zaun sprang, durch den Garten raste, über den Fischteich zu springen versuchte und ins Wasser platschte.

Das hat mich nicht nur amüsiert, sondern auch beruhigt, denn ich dachte immer: Mut ist für solche Fälle von der Natur aus guten Gründen nicht vorgesehen. Realistisch betrachtet hat mein Kater gegen einen großen Hund keine Chance. Irgendwann kommt eine Dogge oder ein Kampfhund und zerfetzt ihn in der Luft, darum wäre es für ihn stets »vernünftiger«, davonzulaufen. Aber offenbar kann mein Kater unterscheiden, welche Hunde von seinem Mut zu beeindruckten sind und welche nicht. Jedenfalls hoffe ich das.

Den Mut verloren hat er durch diese Begegnung mit einem Hund, der es offenbar »ernster meinte« als die anderen, übrigen nicht. Schon wenige Tage nach seiner »Schlappe« habe ich wieder einen Hund winselnd das Feld räumen sehen.

Ich frage mich: Woher nimmt mein Kater diesen Mut? Die meisten Katzen fliehen. Er bleibt stehen. Und woher weiß er, wann es besser ist zu fliehen? Warum setzt er sich überhaupt der Gefahr aus, wenn er sich durch einen einfachen Sprung über den Zaun sofort in Sicherheit bringen könnte? Ich glaube nicht, dass es Abenteuerlust ist, dass es ihm Spaß macht, sich einem Hund in den Weg zu stellen. Ich bin mir sicher, dass er Angst hat, wenn so eine Bestie auf ihn zustürmt. Aber irgendetwas zwingt ihn, seine Angst zu überwinden und dem Fluchtreflex zu widerstehen. Vielleicht verfügt mein mutiger Kater über eine Art Wertesystem, das ihm sagt: Das hier ist dein Revier, darauf haben fremde Eindringlinge nichts zu melden, und wer es dennoch probiert, kriegt deine Krallen zu spüren.

Großes Gewicht bekommt die Frage nach dem Mut, sobald man sie auf Menschen, Gruppen, Völker anwendet. Warum kuschen die meisten Menschen vor ihrem Chef? Warum schweigen so viele in der U-Bahn, oder sehen weg, wenn ein paar Skinheads einen dunkelhäutigen Menschen anpöbeln oder junge Türken einen Deutschen? Warum schweigen in Deutschland ganze Dörfer, wenn einer kommt und nach der Zeit zwischen 1933 und 1945 fragt?

Ja, es gab Ausnahmen, gibt immer Ausnahmen. Es gibt Menschen, die in der U-Bahn nicht schweigen, die vor ihrem Chef nicht katzbuckeln, die unangenehme Wahrheiten aussprechen. Immer gab es Widerstand gegen Lüge, Unrecht, Unterdrückung, Armut, Krieg. Aber immer ging dieser Widerstand von kleinen Minderheiten, oft nur von Einzelnen aus. Und nicht selten endete dieser Widerstand mit deren Tod.

Mut ist wohl keine Sache des Willens und des bewussten Entschlusses, sondern die Menschheit scheint eben aus zwei Gruppen zu bestehen: einer Minderheit, die keine Angst kennt und »von Natur aus« mutig ist, und einer Mehrheit, die »von Natur aus« feige ist. Also gibt es eigentlich gar keine mutigen Menschen, denn wer keine Angst hat, braucht keinen Mut. Und wer ihn bräuchte, hat ihn nicht.

Dieser Meinung scheinen die meisten Feiglinge anzuhängen und manche von ihnen rechtfertigen damit sogar ihre Feigheit. Feigheit sei ein Menschenrecht, hatte ein deutscher Dichter gesagt, nachdem ihm vorgeworfen wurde, in der DDR als Spitzel für die Staatssicherheit gearbeitet zu haben. Dem widersprach emphatisch Joachim Gauck, damals Vorsitzender des Vereins »Gegen Vergessen – für Demokratie«. Wer so etwas sage, sei »ein Idiot. Feigheit ist menschlich. Sie ist Schwäche, Versagen. Aber sie als Menschenrecht in den Rang dessen zu erheben, was in der Wertordnung ganz oben steht – da begegnet uns nicht nur Irrtum, sondern da beginnt schon die Lüge.«¹

Von Natur aus sind die meisten feige. Angst und Furcht sind natürliche, evolutionär entstandene genetische Überlebensprogramme. Darum ist Mut die Ausnahme und Feigheit die Regel. Eben deshalb ist instinktives, gedankenloses Mitläufertum die beste Basis für jeden Diktator und der Mut weniger Einzelner die größte Gefahr für die Inhaber der Macht.

1 Joachim Gauck über »Die Liebe zur Wahrheit« in: Chrismon 05.2008, S. 24

Wer Mut beweist, riskiert etwas, gefährdet sich, setzt seine Karriere aufs Spiel, seine Gesundheit, seine Freiheit, sein Leben. Er riskiert den Bruch mit seiner Familie, mit Freunden, mit Traditionen, nimmt Liebesentzug in Kauf, Drohungen, Spott und Verletzungen. Und in dem Moment, in dem er das tut, kann er nie wissen, ob sich der Einsatz lohnt, ob er zum Erfolg führt. Aber Erfolg, der »Lohn« ist nicht das höchste Ziel des Mutigen. Vielmehr zeigt er Mut, weil er davon durchdrungen ist, dass bestimmte Werte – Würde, Anstand, Frieden, Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit – unbedingt gelten müssen, und im Extremfall kann dann dieses unbedingte Festhalten an bestimmten Werten das eigene Leben kosten. Dieses Risiko nicht einzugehen, liegt in der Natur des Menschen.

Aber der Gehorsam gegen unsere Natur ist eben kein Menschenrecht, denn das Menschsein beginnt immer erst dort, wo wir diesen Gehorsam bewusst aufkündigen. Es bedarf eines bewussten Entschlusses aus Freiheit. Dazu gehört dann auch die Überwindung unserer natürlichen Angst.

Das können wir nicht von Natur aus. Das muss gelernt, geübt, trainiert werden. Darum ist es zu bequem, sich darauf hinauszureden, dass es eben Mutige und Feiglinge gibt, und niemand etwas dafür könne, wenn er zu den Feigen gehört. »Man ist nicht mutig oder feige, sondern meist beides«, sagt Gauck. »Vielleicht schweigt man erst mal nur, wenn andere Unrecht tun. Dann sagt man im kleinen Kreis etwas dagegen. Dann sucht man Verbündete, eine Öffentlichkeit. Wer will, kann erleben, wie Mut und Widerstandswille wachsen.«

Immer dort, wo ein Samenkörnchen Mut in den Boden fällt und ausnahmsweise mal aufgeht, verändert sich die Welt. Am Anfang jeder Weltveränderung steht meistens ein Mutiger. Oder der Mut einer kleinen Gruppe. Der Mut, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Der Mut, einfach die Wahrheit auszusprechen. Der Mut, einer Übermacht die Stirn zu bieten. Der Mut, sich einen neuen Weg zu bahnen. Der Mut, die

Dinge anders zu sehen. Der Mut zur Umkehr. Der Mut, etwas Neues zu wagen. Der Mut zu einem Umweg. Der Mut, sein Leben in die eigene Hand zu nehmen. Der Mut, mit seiner eigenen Tradition zu brechen, aus einer Religionsgemeinschaft auszutreten – oder auch das Gegenteil davon: der Mut, an einer Tradition festzuhalten, die von allen verraten wird, der Mut, in eine Religionsgemeinschaft einzutreten oder einen bestimmten Glauben gegen deren eigene Priester zu verteidigen.

Auch Mahatma Gandhi hat als Feigling angefangen. Jedenfalls hat er das über sich selbst so gesagt: »Ich war ein Feigling.« Wobei die Betonung auf »war« liegt. Irgendwann in seinem Leben war er dann kein Feigling mehr, spätestens als er in Südafrika unter den Schlägen der Polizei öffentlich Pässe verbrannte.

Diese Wandlung vom normal natürlichen Feigling zum mutigen Menschen haben alle hier Porträtierten durchgemacht. Keiner von ihnen war schon von Geburt an mutig, sondern ist es geworden, der eine ganz plötzlich, der andere im Verlauf vieler Jahre. Erst dann, als diese Wandlung vollzogen war, konnten sie zu den Kämpfern für Freiheit, Frieden und Menschenrechte werden, als die wir sie kennen und als die wir sie heute verehren.

Erzählt werden all diese Geschichten aber nicht, um Heldenverehrung zu betreiben, auch nicht, um aus Feiglingen Mutige zu machen, sondern in der Absicht, so etwas wie ein »Lernen von den Meistern« zu ermöglichen. Wie baut sich Widerstand auf? Wie lässt sich Angst überwinden? Wofür zu kämpfen lohnt sich?

Es geht weiterhin darum, zu zeigen, wie aus einem ersten kleinen mutigen Schritt der Mut wächst, den zweiten zu machen, und mit diesem der Mut zum dritten und allen weiteren Schritten. Manchmal, wenn gerade eine günstige Konstellation herrscht, endet so eine Reihe von Schritten plötzlich in einem Umsturz von gewaltigen Ausmaßen, wie etwa bei Martin

Luther, bei dem man sich fragt: Wie war es möglich, dass ein kleiner unbekannter Mönch aus der deutschen Provinz eine europäische Supermacht, nämlich die römische Kirche, zum Beben bringen konnte?

Was dieses Buch auch zeigen kann: Sichtbarer Mut hat immer eine unsichtbare Vorgeschichte, und diese Vorgeschichten sind es, die heute allen jenen Mut machen können, die wegen anhaltenden Misserfolgs mutlos zu werden drohen und kurz davor sind, resigniert aufzugeben. Dafür steht die Näherin Rosa Parks. Sie blieb eines Tages im Bus einfach sitzen, als sie aufstehen sollte, um einem Weißen Platz zu machen. Aber Rosa Parks war zu dem Zeitpunkt bereits seit zwölf Jahren Mitglied einer gewerkschaftsähnlichen Vereinigung von schwarzen Bürgerrechtlern. Ihrem einsamen Widerstandsakt im Bus sind also zwölf Jahre Bewusstseinsbildung vorausgegangen.

Das zeigt: Der kleine Mut der kleinen Leute ist nicht vergeblich. Und auch das Schreiben gegen das Unrecht ist es nicht. Dass aus dem Feigling Gandhi der gewaltfreie Kämpfer gegen das britische Empire wurde, hatte viel damit zu tun, dass Gandhi das Neue Testament und Bücher von Tolstoj und Thoreau gelesen hatte. Gandhis Taten und Schriften wiederum haben Nelson Mandela und Martin Luther King inspiriert. Geschriebenes entfaltet seine Wirkung, auch wenn man nicht sagen kann, wann, wo und wie.

Wem der Mut fehlt, sich wie Gandhi niederknüppeln zu lassen, oder wie Mandela für Jahrzehnte ins Gefängnis zu gehen, muss nicht verzweifeln. Peter Benenson ist eine ideale Konstruktion eingefallen für alle, die zwar gerne etwas zur Verbesserung der Welt beisteuern möchten, aber nicht über den Heldenmut verfügen, ihr Leben oder ihre Gesundheit zu riskieren. Benenson ist der Gründer von *amnesty international* und diese Organisation bietet jedem die Gelegenheit, sich nach seinem eigenen Maß zu engagieren. Schon mit einer ein-

zigen E-Mail, vorformuliert von *amnesty*, kann man politisch Verfolgten helfen. Allein die gelegentliche Information auf den Websites von *amnesty* über deren aktuelle Kampagnen ist ein Wert an sich, weil diese Informationen zur politischen Bewusstseinsbildung beitragen, und diese ist die Voraussetzung für Mut.

Damit ist implizit auch gesagt: Der Mut, um den es hier geht, ist etwas anderes als Abenteuerlust. Allein in einem Einhandsegler durch die Ozeane zu pflügen, mit einem Heißluft-Ballon um die Erde zu schweben, den Mount Everest zu erklimmen oder die Arktis zu durchqueren, mag eine wertvolle Selbsterfahrung für den sein, der sich mit solchen Übungen an die Grenzen des Menschenmöglichen begibt. Aber deren Nutzen für die Menschheit dürfte ähnlich begrenzt sein wie der Nutzen des Mutes meines Katers für die Katzen dieser Welt.

Jedoch 27 Jahre ins Gefängnis zu gehen wie Nelson Mandela, um die Rassentrennung zu beenden und geraubtes Land an dessen legitime Erben zurückzugeben, oder sich in Lebensgefahr begeben und tatsächlich in der Gefahr umkommen wie Anna Politkowskaja, um die Welt über die Wahrheit des »Systems Putin« und die Realität des Tschetschenienkriegs aufzuklären, das ist echter Mut. Es ist ein Mut, der sich für andere Menschen auszahlt.

Man kann von niemandem verlangen, seine Existenz aufs Spiel zu setzen. Aber sich vor sich selbst und anderen einzugestehen, dass man bequem und feige war oder es ist, das zumindest sollte verlangt werden. Nach dem Fall der Mauer haben wir erlebt, dass die Bürgerrechtler, die sich gegen das DDR-Regime zur Wehr gesetzt hatten, von den Mitläufern nicht verehrt, sondern denunziert und beschimpft worden sind, vermutlich, weil sie den lebenden Beweis für das eigene Versagen darstellten. Wer selber keinen Mut bewiesen hat, sollte wenigstens jenen Respekt erweisen, die ihn bewiesen haben, statt sie auch noch schlechtzumachen.

Und alle anderen, denen nie Mut abverlangt wurde, weil sie in einem Land leben, das keine Helden nötig hat, sollten dankbar sein für das Glück, in solch einem Land leben zu dürfen. Das Buch möchte daher auch bewusst machen, wie wenig selbstverständlich Frieden, Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in der Geschichte waren und wie hart dafür in anderen Regionen unserer Welt immer noch gekämpft werden muss. Eine Verfassung, wie wir sie seit mehr als sechs Jahrzehnten in Deutschland haben, ist eine Kostbarkeit. Wir sollten sie hegen und pflegen, denn sie erhält sich nicht von selbst.

Dafür braucht es zum Glück keinen Mut, schon gar keinen Heldenmut, nur manchmal ein bisschen Engagement und Zivilcourage. Wenigstens dazu sollten wir uns von den wirklich Mutigen anspornen lassen.

Weil oft vergessen wird, wie hart für die Freiheit gekämpft werden musste, erscheinen Geschichten darüber vielen als Gähn- und Abnick-Thema. Was soll daran schon interessant oder spannend sein? Für Frieden, Freiheit, Menschenrechte sind wir doch alle, wer dagegen ist, ist nicht ernst zu nehmen, und letztlich ist es für die betreffenden Freiheitskämpfer doch ein lukratives Geschäft. Irgendwann werden sie mit Ansehen, Preisen, Ehrungen und Geld überschüttet und ihre Bücher verkaufen sich bestens.

So zu denken ist man versucht, weil die meisten derer, die hier porträtiert werden, sich längst durchgesetzt haben und fast unumschränkt anerkannt sind. Selbst Alice Schwarzer ist schon auf dem besten Weg, von ihren früheren Gegnern heiliggesprochen zu werden.

Tatsächlich aber war Alice Schwarzer, wie jeder Kämpfer und jede Kämpferin für Freiheit, zu Beginn des Kampfes umstritten und angefeindet, sie ist verhöhnt, lächerlich gemacht und nicht selten auch bedroht worden. Wie Alice Schwarzer haben deshalb die Porträtierten tatsächlich alle sehr viel Mut,

Selbstbewusstsein, Durchhaltewillen, Stehvermögen, Unbeirrbarkeit und einen langen Atem gebraucht.

Freiheit, Frieden, Menschenrechte werden nicht vom Christkind gebracht, sondern müssen unter Gefahr erkämpft werden, und sind verbunden mit Entzweiung, Streit, ja Hass. Daher sind Freiheitskämpfe nichts Romantisches. Freiheitskämpfer sind keine Helden, keine Ritter ohne Fehl und Tadel, auch wenn spätere Generationen stets dazu neigen, die Kämpfer zu verklären, Helden aus ihnen zu machen, sie zu Autoritäten aufzubauen. Das gelingt so gut wie immer, wenn sich die Rauchwolken schon lange verzogen haben.

Daher wird in der ersten Geschichte dieses Buches von einer Frau erzählt, die noch mitten im Kampfgetümmel steckt, diesen Kampf noch lange nicht gewonnen hat und tatsächlich höchst umstritten ist. Ayaan Hirsi Ali entzweit, polarisiert, an ihr scheiden sich die Geister, und es ist keineswegs so, dass man blind sagen könnte: Wer für sie ist, gehört zu den Guten, und wer gegen sie ist, zu den Bösen. So einfach ist es nie. So einfach stellt es sich immer erst hinterher, nach gewonnenem oder verlorenem Kampf dar. Aber die Gegner dieser Frau sollten sich schon mal mit dem Gedanken vertraut machen, dass man sie in einigen Jahrzehnten in den Geschichtsbüchern als Freiheitsheldin feiern wird.

Christian Nürnberger

Ayaan Hirsi Ali

Ein afrikanisches Mädchen wagt den Exodus



* 1969 in Mogadischu, Somalia — 1979 Vertreibung aus Mogadischu, Einreise nach Äthiopien und später Nairobi, Kenia — Besuch der englisch orientierten Muslim Girls' Secondary School — Ausbildung als Sekretärin — 1992 Flucht über Deutschland in die Niederlande — ab 1995 Studium der Politologie, anschließend wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Wiardi Beckman-Stiftung — 2003 Abgeordnete im Niederländischen Parlament der rechtsliberalen Partei VVD — 2005 Hirsi Ali wird vom *Time magazine* unter die 100 einflussreichsten Menschen der Welt gewählt — 2006 Ausbürgerungsstreit um die niederländische Staatsbürgerschaft — Ausreise in die USA — 2007 erzwungene Rückkehr aus den USA in die Niederlande

Am 2. November 2004 fährt der Filmemacher Theo van Gogh mit seinem Rad durch einen trüben Amsterdamer Morgen. Er will in seine Firma. Auf der Linnaeusstraat tritt aus einem Hauseingang ein Mann mit grauem Regenmantel und

schwarzem Hut hervor, richtet eine Schusswaffe auf van Gogh und feuert.

Schwer verletzt fällt der in ganz Holland bekannte Künstler vom Rad, schleppt sich über die Straße und bricht zusammen. Der Schütze folgt ihm, beugt sich seelenruhig über ihn und hört sein Opfer um sein Leben betteln. »Können wir nicht darüber reden?«, keucht der am Boden liegende van Gogh. Statt zu antworten oder irgendetwas zu sagen, richtet der Mann mit dem Hut abermals seine Waffe auf van Gogh, und während dieser »Tu's nicht, tu's nicht« schreit, schießt der Mörder noch vier- oder fünfmal auf das sein Leben aushauchende Opfer, zieht ein langes Schlachtermesser aus dem Mantel und schneidet van Gogh die Kehle durch. Ein zweites Messer stößt er ihm in die Brust. An das Messer ist ein fünfseitiger Brief geheftet, adressiert an eine Frau namens Ayaan Hirsi Ali.

Theo van Gogh und Ayaan Hirsi Ali haben den Islam beleidigt, wird man später in dem Brief des Mörders lesen, der sich jetzt von dem Ermordeten entfernt, gemächlichen Schrittes in Richtung Oosterpark geht und dabei in aller Ruhe seine Waffe nachlädt. »Das können Sie nicht tun«, schreit eine zufällig vorbeikommende Frau dem Mörder zu. »Doch, kann ich«, antwortet der seelenruhig, »und nun wisst ihr, was ihr in Zukunft zu erwarten habt.« Dann geht er weiter.

Er weiß, dass gleich die Polizei kommen wird, er hat nicht vor zu fliehen, sondern will im Feuergefecht mit der Polizei sterben als Soldat eines heiligen Krieges, als Märtyrer und Held, der für seine Tat mit einem Platz im himmlischen Paradies belohnt wird. Dieser letzte Punkt seines kaltblütig durchgeführten Plans geht nicht auf. Die Polizei schießt ihn nicht tot, sondern nur kampfunfähig, identifiziert ihn als Mohammed B., Holländer marokkanischer Herkunft, sechsundzwanzig Jahre alt, geboren in Amsterdam, zu lebenslanger Haft verurteilt im Juli 2005.

Warum musste Theo van Gogh sterben? Was hatte Ayaan

Hirsi Ali verbrochen? Beide haben einen religionskritischen Kurzfilm gedreht, bei dem frauenfeindliche Koranverse auf Frauenhaut zu sehen waren. Der Film mit dem Titel »Submission« (Unterwerfung) zeigt muslimische Frauen, die zu Allah beten. Doch statt die Augen zu senken, wie es ihnen seit Jahrhunderten geboten ist, blicken die Frauen nach oben und sagen ihrem Gott, dass sie nicht mehr länger gewillt sind, sich zu unterwerfen.

Theo van Gogh und Ayaan Hirsi Ali haben Religionskritik betrieben, ihre Kritik aber nicht diplomatisch-höflich geäußert. Sie haben nicht den vornehm-respektvollen Ton eines europäisch-islamischen Dialogs gewählt, sich auch nicht der objektivierenden Sprache der Wissenschaft bedient. Sie haben keine Rücksicht auf »religiöse Gefühle« genommen, sondern gegen alle Regeln der Political Correctness verstoßen und sich so geäußert, wie Kunst sich in Europa seit der Aufklärung nun mal äußert: frei.

Das aber soll, wenn es um den Islam geht, auf dieser Welt niemandem erlaubt sein, weder Gläubigen noch Ungläubigen, weder in islamischen Ländern noch in nicht-islamischen Ländern, dachte und denkt Mohammed B.

Deshalb musste Theo van Gogh sterben. Deshalb steht Ayaan Hirsi Ali auf der Todesliste.

Sie werde manchmal gefragt, ob sie Todessehnsucht habe, schreibt sie in ihrer Autobiografie. Nein, sie möchte gerne weiterleben. »Doch manches muss gesagt werden, und es gibt Zeiten, in denen Schweigen einen zum Komplizen des Unrechts macht.« Weil sie wusste, dass das gefährlich ist, hat sie Theo van Goghs Namen aus der Liste der Mitwirkenden an ihrem Film streichen wollen. Doch dieses Ansinnen habe er wütend zurückgewiesen mit den Worten: »Wenn ich in Holland meinen Namen nicht mehr unter einen Film setzen kann, dann ist Holland nicht mehr Holland.« Seit dem Mord an ihm ist Holland nicht mehr Holland.